

SOPHIA VON DAHLWITZ

*Die Kunst
und das Glück
eines
Sommers*

Ein Paula-Modersohn-Becker-Roman

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2019 Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Silvia Kuttny-Walser
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: © arcangel/Susan Fox;
Shutterstock.com/ppart
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-28222-9

2 4 5 3 1

Teil 1

Worpswede, September 1900

1

Was ist?«, fragte Clara.

Ein Krümel Schwarzbrot klebte an ihrem linken Mundwinkel, und Paula konzentrierte sich auf dieses winzige Detail. Fast wie ein ausgefranztes Muttermal, dachte sie. Schließlich biss Clara noch einmal von ihrem Brot ab und leckte sich die Lippen. Der Krümel fiel, von Paulas Blick verfolgt und von Clara unbemerkt, zurück auf den Teller.

Paula fixierte ihn dort ein paar Sekunden lang, dann sah sie wieder Clara an.

»Was ist?«, wiederholte Clara, diesmal mit fast besorgter Stimme.

»Es ist nichts«, antwortete Paula schließlich und bemühte sich um ein Lächeln, das ein wenig schief ausfiel und Clara nicht wirklich beruhigte.

»Das stimmt doch nicht«, sagte sie.

Sie frühstückten heute draußen auf der kleinen Grünfläche, die sich vor Paula Beckers vorübergehendem Domizil befand. Ihren ein wenig wackeligen Holztisch hatte die Tochter von Paulas Wirtsleuten für drei Personen gedeckt, aber Rilke war nicht erschienen, und so hatten die beiden jungen Frauen ohne ihn angefangen.

»Paula?«

»Clara?«

»Ich bleibe dabei, du bist heute irgendwie seltsam. Geistesabwesend.«

»Das bildest du dir ein.«

So war Paula. Offen und heiter oder verschlossen und missmutig, dazwischen gab es nichts. Clara Westhoff legte ihre mit Butter und Sauerkirschmarmelade bestrichene Brotscheibe aus der Hand. Ohnehin hatte sie keinen Hunger mehr.

Es war elf Uhr vormittags, die Sonne schien nach ein paar finsternen Regentagen warm und schön von einem fast wolkenlosen, blassblauen Himmel, und normalerweise war Paula bei einer solchen Wetterlage in bester Stimmung. Aber nicht heute.

»Dein Vater hat geschrieben«, riet Clara.

»Mein Vater? Nein.«

Clara drückte das Kinn an die Brust und zitierte mit tiefer, sonorer Stimme: »Ich kann es nicht billigen, dass du dich wieder in neue Ausgaben stürzt! Meiner Ansicht nach musst du dich um eine Stelle bemühen! Also überlege dir die Sache, und lebe nicht in den Tag hinein!«

Paula kicherte nun doch, wenn auch hinter vorgehaltener Hand. Ihr lockerer Haarknoten löste sich ein wenig, und eine blonde Strähne fiel ihr ins Gesicht, was ihr etwas Verwegenes verlieh. Dadurch ermutigt machte Clara weiter: »Deinen Reden glaube ich entnehmen zu können, dass du im Herbst wieder nach Paris reisen möchtest, doch sehe ich in finanzieller Hinsicht keine Möglichkeit dazu, und ...«

»Schon gut«, sagte Paula, plötzlich wieder ernst, fast streng. »Es ist nicht mein Vater. Oder eigentlich doch, aber nicht nur.«

»Was denn dann, meine Süße?«

»Ich kann jetzt nicht darüber sprechen.«

»Warum?«

»Nun ...«

»Sag es mir!«

»Ich weiß nicht.«

»Bitte!«

»Gut. Aber du darfst es niemandem erzählen. Das ist wirklich wichtig.«

»Natürlich nicht!«

»Ich kann nicht länger in der Pension wohnen, das Geld reicht nicht. Ich ziehe in mein Atelier bei Brünjes.«

»Aber dort ist es so eng und klein! Und du hast dann gar keinen Platz mehr zum Malen!«

»Das schaffe ich schon. Ich brauche ja nicht viel.«

»Und? Das war aber noch nicht alles, oder?«

Paula schüttelte den Kopf und nahm einen Schluck Kaffee. Dann beugte sie sich vor und wollte ihre Stimme konspirativ senken, als plötzlich das Gartentürchen quietschte.

»Rainer«, seufzte Clara, lehnte sich zurück und verschränkte unwillkürlich die Arme, enttäuscht über entgangene Geheimnisse.

»Schau ihn dir nur an«, murmelte Paula.

Rilke erschien in seinem üblichen extravaganten Aufzug. Er trug ein grünes russisches Bauernhemd, eine schwarze Hose und darüber rote Lederstiefel, und er zelebrierte im Rahmen der Möglichkeiten – ein verwilderter Garten mit mehreren zum Teil bereits abgeernteten Obstbäumen war keine wirklich glanzvolle Bühne – einen reichlich präntiösen Auftritt, den er allerdings keineswegs als solchen beabsichtigte. Er selbst empfand sich als einfachen, geradezu schlichten Menschen, der lediglich vom Schicksal mit einer Form der Genialität geschlagen war, die ihn zwang,

andauernd auf allerhöchster Ebene produktiv zu sein, obwohl er sich viel lieber den entspannten Freuden unkomplizierterer Zeitgenossen hingegen hätte. Und das glaubte er auch auszustrahlen: Bescheidenheit und Geradlinigkeit, zumindest jedoch die Sehnsucht danach.

Tatsächlich wirkte er ausgesprochen geziert.

So auch jetzt, als er sich unter vielen Entschuldigungen und ungebetenen Erklärungen auf dem ihm zuge-dachten Platz niederließ und die Lippen schürzte, als er das hübsch angerichtete, aber nicht gerade fürstliche Frühstück musterte.

»Schwarzbrot«, seufzte er, wissend, dass sein anspruchsvoller Magen derart bodenständige Kost nicht vertragen würde.

»O nein«, sagte Paula lächelnd, »wir haben natürlich auch Weißbrot, extra für dich beim Bäcker bestellt. Und echten Schwarzwälder Schinken.«

»Köstlich, Sie sind ein Engel. Sie wissen, meine Konstitution ...«

»Waren wir nicht schon beim Du, lieber Rainer? Man sollte sich nur noch in Briefen siezen!«, befand Paula, woraufhin Rilke errötete wie ein junges Mädchen und sich erneut entschuldigte, weil er mit den lockeren Sitten Worpstedes noch nicht wirklich vertraut sei.

»Oh, so locker sind sie gar nicht, das täuscht«, sagte Paula, weigerte sich aber trotz neugieriger Nachfrage, näher zu erklären, was sie damit meinte, und so wechselten sie nach einigem Hin und Her das Thema und unterhielten sich ganz allgemein über Worpstede, die das Dorf umgebende wundervolle, geradezu magische Landschaft und die lustigen Abende im Barkenhoff,

wo der im Wesen eigentlich so schüchterne Heinrich Vogeler immer wieder neue interessante Gäste bewirtete, um sich dann, sobald es zu ausgelassen wurde, zurückzuziehen.

»Ich verstehe ihn so gut«, sagte Rilke.

»Das glaube ich«, sagte Paula. »Ihr seid verwandte Seelen.«

»Das stimmt!«, rief Rilke und sah Paula schwärmerisch an. Ihr Gesicht war wie eine Landschaft, dachte er, unscheinbar und beinahe hässlich bei verhangenem Wetter, doch zum Niederknien anziehend, wenn die Sonne sich schließlich durch Regenwolken kämpfte – so wie jetzt.

Schließlich entwickelte sich eine lebhaftere Diskussion über den Unterschied zwischen »Schreiberlingen«, wie sich Rilke gewollt verächtlich selbst titulierte, und Künstlern wie Paula, Clara, Heinrich oder Otto, deren Blick auf die Welt so viel unmittelbarer und ehrlicher war.

»Der Zugang mag unterschiedlich sein, doch du solltest beides nicht gegeneinander aufrechnen«, sagte Paula. »Jedes – ob Literatur oder Malerei – hat doch seine eigene Schönheit, und beide sind Interpretationen der Realität, jedoch nie ein Eins-zu-eins-Abbild der Wirklichkeit.« Clara stimmte ihr zu, doch Rilke widersprach ihnen fast vehement. So verlief der Vormittag, ging langsam in den Mittag und schließlich in den Nachmittag über, und dann verabschiedete sich Clara, Rilke jedoch nicht.

Es entstand eine kleine Pause. Seit Rilkes Ankunft vor einer Woche waren sie noch nie miteinander allein gewesen.

»Otto hat mir erzählt ...«, begann Rilke.

»Otto?« Paula dachte an das Schreiben an ihn, das sie heute eigentlich hatte verfassen wollen, und wurde angesichts der Tageszeit ein wenig nervös. Sie war nämlich sozusagen im Rückstand – Otto hatte in den letzten Tagen zwei ausführliche und leidenschaftliche Briefe in ihrem gemeinsamen Versteck deponiert, insofern wäre längst sie an der Reihe gewesen. Doch ihr wollte gerade gar nichts einfallen, keine Gefühle und keine Gedanken, die sie nicht schon mehrmals in unterschiedlichen Worten ausgedrückt hatte, und es gab noch ein paar andere Gründe, weshalb sie gerade überhaupt keine Lust hatte, sich mit Ottos Person zu befassen.

»Ja, er berichtete, dass Sie ...«

»Du!«

»... *du* längere Zeit in Paris warst.«

»Ja, mehrere Monate lang. Und nun wirst du mich fragen, wie ich es nach Paris hier in der Einsamkeit aushalte.«

»O nein. Nein. Ich bin ja selbst so glücklich hier, in diesem in Gärten verlorenen Giebelhaus, ich erfreue mich an seinen Blumen, an dem Alleinsein inmitten der Natur, das eine gewisse Tiefe der Gedanken erst ermöglicht.« Nicht zum ersten Mal fiel Paula auf, dass es Rilke auf sehr charmante Weise stets gelang, das Gespräch zwar mit einer Frage an sein Gegenüber zu beginnen, doch anschließend die Aufmerksamkeit geschwind auf sich zu lenken.

»Mit dem in Gärten verlorenen Giebelhaus meinst du den Barkenhoff?«, erkundigte sie sich.

»Nun ja, nicht nur. Es ist alles hier reine Poesie. Ein großes Glück, eine seelische Heimat.«

Rilke schwieg nun und sah Paula wieder unverwandt an, und sie bemerkte nicht zum ersten Mal den schönen Schwung seiner Lippen, überhaupt eine Ebenmäßigkeit der Züge, eine Harmonie, die fast etwas Feminines hatte, wogegen der Blick, der auf ihr ruhte, sich eindeutig männlich anfühlte.

Vielleicht sollte sie ihn malen?

Ob er ihr Modell sitzen würde? Dann hätte sie ihn viele Stunden ganz für sich.

Sie musste lächeln über diese ein wenig verbotene Idee und senkte die Augen. Der ausstehende Brief an Otto war fürs Erste vergessen.

»Wollen wir einen Spaziergang machen?«, fragte sie, als das Schweigen lastend wurde und sie befangen zu machen drohte.

»Gern«, sagte Rilke freundlich, seinerseits nicht im Geringsten verlegen, und bot ihr seinen Arm.

Und während er das quietschende Gartentürchen öffnete und Paula vorangehen ließ, räumte Anne, die Tochter der Wirtsleute, das von Essensresten hoffnungslos verklebte Geschirr auf ein großes Tablett. Dann setzte sie sich ganz kurz auf einen Stuhl, denn ihr Arbeitstag hatte um sechs Uhr morgens begonnen und war noch längst nicht beendet. Ohne es zu merken, seufzte sie leise, als sie dem Fräulein Becker und dem Herrn Rilke über dem windschiefen Lattenzaun nachsah, wie sie – so kam es Anne jedenfalls vor – in jeder Hinsicht unbeschwert der orangefarbenen Nachmittagssonne entgegenschlenderten.

2

Zwei Abende später traten die drei Gründer der Künstlerkolonie, Otto Modersohn, Heinrich Vogeler und Fritz Mackensen, auf die Terrasse des Barkenhoffs. Zu ihnen gesellten sich Rainer Maria Rilke und noch einige andere männliche Besucher und sahen über die elegant geschwungene Freitreppe auf den von Fackeln erhellten Park hinab.

Sie nippten an ihren Cognacs, zogen an ihren Tonpfeifen und scherzten auf jene ein wenig grobe Weise, die Rilke immer verstummen ließ, weil er eine langjährige freundschaftliche Verbundenheit fühlte, die ihn selbst ausschloss, und er überdies typische Männergespräche hasste. Nichts fand er schlimmer als erotische Anspielungen und nachfolgendes dreckiges Gelächter, das schlimmstenfalls in trunkenes, enthemmtes Gegröle mündete.

Also verschwand er unauffällig aus der milden, rauchgeschwängerten Nachtluft wieder ins Esszimmer des Barkenhoffs, wo die jungen Frauen unter dem Kristalllüster beim Himbeerlikör saßen.

Als er hineinkam, fiel sein Blick als Erstes auf Paula, die heute ein lose fallendes Batistgewand trug, so leuchtend weiß wie der Außenanstrich der Villa Barkenhoff. Sie wirkte vollkommen entspannt und glücklich, während um sie herum gesprochen und gelacht wurde, und Rilke spürte eine eigenartig tröstliche Ruhe, wie fast immer in ihrer Gegenwart, und selbst

dann, wenn andere Menschen ihre Aufmerksamkeit forderten.

Er setzte sich neben sie, und augenblicklich ging es ihm so gut, dass er in einer glückseligen Anwendung am liebsten seinen Kopf in ihren Schoß gelegt hätte. Im letzten Moment riss er sich zusammen – was würde Lou sagen, wenn sie ihn so würdelos sehen könnte!

Andererseits war Lou Andreas-Salomé Vergangenheit.

Einen Moment lang dachte er an ihre Russlandreise zurück, die so fatal geendet hatte, ohne dass er genau sagen konnte, weshalb ihn Lou so gnadenlos verstoßen hatte, auf ihre sachliche, freundliche, aber unachgiebige Art. Seine Stirn schien sich – wie immer, wenn er ernsthaft ins Grübeln geriet – von innen zusammenzuziehen wie eine verschrumpelnde Zitrone, als ihn die Erinnerung an eines ihrer letzten Gespräche in Moskau förmlich überfiel.

»Ich will dich heiraten«, hatte er gesagt, während Lou gerade dabei war, sich für ein Diner mit der Familie ihres Cousins umzuziehen und sich zwischen einem roten und einem dunkelblauen Kleid nicht entscheiden konnte. Weswegen – Rilke sah sie vor sich, hätte sie bis ins Detail beschreiben können – beide Gewänder schlapp und wie tot auf dem Bett lagen und Lou sich im Korsett an den beleuchteten Schminktisch setzte.

»Ich bin verheiratet, Rainer«, hatte sie entgegnet und dabei in dem goldgerahmten Spiegel entnervt an ihm vorbeigesehen, denn diese ergebnislose Diskussion führten sie ja nicht zum ersten Mal.

»Das ist eine Scheinehe: Du hast deinen Mann seit Monaten nicht gesehen, ihr lebt wie Bruder und Schwester, euch verbindet gar nichts. Du hast ihn nur geheiratet, um Ruhe vor all deinen Verehrern zu haben.«

»Das ist eben nicht wahr, er ist ein guter Mann. Uns verbindet eine ganze Menge, aber das verstehst du nicht, obwohl ich es dir hundert Mal erklärt habe, so wie du übrigens so vieles in deinem grenzenlosen Egoismus nicht verstehst, weil du immer und immer nur dich selbst siehst.«

»Wie kannst du so etwas sagen? Alles passiert, wie du es willst, selbst diese Russlandreise geschah auf deine Veranlassung hin, ich bin wie ein Schoßhündchen, das du überallhin mitnimmst, ohne es wirklich wahrzunehmen ...«

»Und ich bin ein Stück Glas, das deine und nur deine Stimmungen reflektiert. Wenn du nicht gerade durch mich hindurchsiehst, als gäbe es mich gar nicht.«

»Das stimmt nicht!« Er stampfte zornig mit dem Fuß auf wie ein Kind und wusste genau, wie lächerlich er sich damit in ihren Augen machte, aber nun war es auch schon egal, und vielleicht hasste er sie ja auch im Grunde seines Herzens, wer wusste das schon? Vielleicht wollte er sie auch gar nicht mehr, genauso wenig wie sie ihn, vielleicht war es Zeit für einen sauberen Schnitt, nur wenn das so war, wollte natürlich er das Messer in der Hand halten, und stattdessen ...

»Aber natürlich, Rainer, genauso ist es. Du bist gefangen in dir selbst, in deinem eigenen kleinen Uni-

versum.« Lou bemalte nun in aller Seelenruhe die Lider mit einem theatralisch dicken Kholstrich und tupfte anschließend etwas Rouge auf die Wangen. »Und die Tatsache«, fuhr sie mit dieser entwaffnend unverschämten Gelassenheit fort, »dass dir nicht einmal auffällt, wie sich alles immer nur um dich dreht, zeigt mir, wie recht ich habe.«

Rilke spürte eine Berührung an der rechten Hand und zuckte zusammen. Es war Paula, die ihn aus seinen schwarzen Gedanken förmlich herausgerissen hatte, wofür er ihr sehr dankbar war. Er erinnerte sich an den gemeinsamen Spaziergang vor ein paar Tagen unter dem weiten blau-weißen Himmel, der sich in den Wasserläufen spiegelte, welche sich im schwarzen Torfmoor malerisch verzweigten – kein Wunder, dass sich die Künstler von dieser Landschaft berauschen ließen!

Anschließend hatte er sich in seinem Zimmer Formulierungen überlegt, die die langen Wolkenschatten bildlich einfangen sollten, vor allem aber die koboldhaften Windböen, die Paulas Frisur irgendwann völlig ruiniert hatten, bis ihr schmales, strahlendes Gesicht von einem zerzausten Heiligenschein umrahmt war.

Er lächelte versonnen, auf seine unwiderstehliche, aber auch immer ein bisschen mitleiderregende Art, die Paula einerseits anzog und andererseits reizte.

»Die Kohlrouladen waren etwas schwer, nicht wahr?«, fragte sie.

»Ich liebe schwere Kost«, antwortete Rilke. »Nur mein Magen rebelliert dagegen. Aber ich kriege ihn

schon noch dazu, dass er meinen Regeln folgt statt ich seinen.«

»Du bist der König – mach dir deine Organe untertan!«

»So ist meine Einstellung, liebe Paula. Nur mein Magen hat das noch nicht gemerkt.«

»Das erfordert Konsequenz, lieber Rainer. Mein Innenleben gebärdet sich auch manchmal wie ein Haufen unfolgsamer Kinder. Da muss man streng sein.«

Rilke überlegte noch an einer schlagfertigen Antwort herum, da kamen schon die Herren zurück, umhüllt von einer müffelnden Wolke aus Tabakrauch und Cognac. Paula legte kurz die Hand auf Rilkes Schulter und spürte durch den Stoff der – leider etwas albernen – Russenbluse seine Körperwärme.

Sie zog die Hand hastig zurück, stand auf und lief zum Grammofon.

»Lasst uns tanzen«, rief sie, wissend, dass Rilke dieser Aufforderung auf gar keinen Fall folgen würde. Im Gegenteil: So wie sie ihn einschätzte, würde er sich sofort zurückziehen, das war ihr klar, aber auch ganz recht; irgendwie brachte sie die ganze Situation durcheinander, und das konnte sie gar nicht gebrauchen, wo sie sich doch ohnehin in einer mittelschweren künstlerischen Krise befand. *Wie dem auch immer sei*, dachte sie – eine Floskel, die ihr Vater häufig gebrauchte und die ihr eigentlich auf die Nerven ging –, jedenfalls ertrug sie Otto und Rainer gerade nicht im selben Raum.

Sie schaltete das Grammofon ein und setzte die Nadel auf die Platte, die ein amerikanischer Freund von Fritz im Frühjahr mitgebracht hatte. Es ertönte eine

kratzige, aber mitreißende Polka, und eine knappe Minute später tanzten alle wild durcheinander, während sich Rilke in sein Zimmer im oberen Stockwerk zurückzog. Dort litt er eine halbe Stunde lang entsetzlich unter dem Lärmgemisch aus blechernen Trompeten und dumpfem Getrappel, vor allem aber unter dem grausig falschen Gesang, der sich aus dem Erdgeschoss hochschraubte und geradezu aggressiv in seine Gehörgänge zu bohren schien.

Dann schlief er wider Erwarten ein.

3

Am nächsten Morgen saß Paula übermüdet in ihrem Atelier beim Bauern Brünjes, einem niedrigen Raum, dessen Wände sie in den Farben des Himmels – die obere Hälfte türkis, die untere ultramarinblau – gestrichen hatte. Vor ihrer Staffelei hockte ein zehnjähriges Mädchen namens Marleen. Marleen hatte einen dicken, dunklen Zopf und ein kleines, sehr blasses Gesicht, unter dessen zarter Haut bläuliche Äderchen schimmerten. Sie war die Tochter des Torfbauern Jan Kruse und seiner Frau Anne und saß heute für ein geringes Entgelt den ersten Tag Modell. Paula stöhnte innerlich bei dem Gedanken, dass selbst dieser winzige Lohn eigentlich ihre Mittel überstieg.

Dann sah sie Marleen sehr genau an, während das Kind unbefangen und neugierig ihren Blick erwiderte. Eine Minute verging, in der Paula Marleen auf sich wirken ließ. Das verwaschene Blau des Leinenkleids, das sicher schon hundertmal auf dem Waschbrett geschrubbt worden war. Die weiße Haut, das sumpfbraune Haar, die graugrünen Augen in der Farbe von schmutzigem Gras, der violette Schatten in den Augwinkeln wie ein aufziehendes Gewitter – all das fügte sich in Paula zu einer Komposition, die in ihrem Kopf schon fertig war, bevor sie überhaupt angefangen hatte, die erste Zeichnung zu erstellen. Ein Prozess, auf den sie sich immer verlassen konnte, und unter anderem deswegen malte sie auch; es war jene ein-

zige Möglichkeit, das auszudrücken, was sie sah und fühlte, jenseits der objektiven Realität, die in ihren Augen etwas bedrängend Einseitiges hatte.

»Warum gucken Sie so?«, fragte Marleen. Sie hatte eine dünne, etwas gepresste Stimme und ein freches Grinsen. Die Zähne waren spitz wie bei einer Maus.

Paula lächelte zurück. »Wie gucke ich denn?«, erkundigte sie sich und begann, die ungefähre Form des Gesichts zu schraffieren.

»Na, so komisch und fremd. Als ob ich ein Affe wäre.«

»Ein Affe? Nein, wirklich nicht, du bist eine ganz Hübsche.«

»Finden Sie?«

»O ja. Sehr, sehr hübsch.«

»Wie soll ich mich hinsetzen?«

»Genau so.«

»Und dann muss ich so bleiben, und wir können nicht mehr reden, stimmt's?«

»Nein, das musst du nicht.«

»Aber das muss man doch immer.«

»Das musst du bei Herrn Mackensen. Warst du schon mal bei ihm?«

»Wer is 'n das?«

»Ein Kollege von mir, ein großer Blonder. »

»Ach, der Herr Fritz! Nä. Aber meine Omma war bei dem.«

»Und die hat das erzählt mit dem Stillsitzen, was?«

»Die musste an die Spindel ran und hat sich nicht bewegen dürfen. Und reden auch nicht. Danach hatte sie 'n lahmen Arm und 'n steifen Hals.«

»Oje.«

»Aber es gab Geld. Mehr als bei Ihnen.«

»Dafür darfst du dich aber gern bewegen.«

»Mehr Geld ...«

»... wäre dir sicher lieber. Aber ich habe nun mal nicht mehr.«

Das Kind kniff die Lippen zusammen und sah plötzlich viel älter aus. Paula zögerte, die Zeichenkohle in der Hand.

»Möchtest du lieber nach Hause gehen?«, fragte sie.

»Ich kann dir leider wirklich nicht mehr geben.«

Marleen rutschte auf dem Stuhl hin und her, überlegte sich Paulas Vorschlag, wendete ihn hin und her – es war fast so, als könnte man ihr beim Denken zusehen. Und bevor Marleen etwas sagte, wusste Paula, was kommen würde: Wenig war besser als nichts.

Marleen saß wieder still da.

Paula machte sich erneut an die Arbeit.

»Machst du mich schön?«, fragte Marleen nach ein paar Minuten.

»Das bist du doch schon. Es geht mir nicht um eine naturalistische Darstellung.«

»Was ist das?«

»Was? Eine naturalistische Darstellung?«

»Mhm.«

Paula seufzte. »Das, was ich nicht mache.«

»Und was machen Sie nicht?«

»Ich male dich nicht so, dass du dich danach unbedingt wiederer kennst.«

»Nicht?«

»Nein, ich ...«

»Und wieso nicht?«

»Weil ich mehr will.«

»Mehr? »

»Wenn du jetzt doch einen Moment lang ruhig sein könntest? Wir können gleich weiterreden.«

Marleen schwieg gehorsam, aber ruckelte wieder unruhig hin und her, baumelte mit den dünnen Beinen und schlug mit den schweren Holzpantinen klackernd an den Stuhl, in einem eigenartigen Rhythmus, der fast etwas Einschläferndes hatte.

Das Fenster stand offen, und eine leichte Brise wehte Paula eine Haarsträhne ins Gesicht. Sie versuchte, trotz der Ablenkungen, sich ganz auf das zu konzentrieren, was sie ihre innere Insel nannte – ein Ort, an dem sie vollkommen sie selbst war und ganz in dem aufgehen konnte, was sie tat.

Ohne sich schon wieder zu ärgern.

Das »Mehr« war nämlich ein Gegenstand zahlreicher hitziger Diskussionen zwischen ihr und anderen Worpstedern, speziell Fritz Mackensen, und sie hatte das alles ein bisschen satt. *Sehr* satt, um genau zu sein.

Warum gab sie es nicht vor sich selber zu: Sie hatte *überhaupt keine Lust mehr*, sich *ständig* für das, was sie tat, zu *verteidigen*.

»Hat Sie auch mal wer gemalt?«, fragte Marleen, hüpfte förmlich in ihre Gedanken hinein.

»Mich?«

»Na, hier ist doch sonst keiner!«

»Du bist ganz schön frech!« Immerhin, die Konturen waren jetzt erkennbar, in verschiedenen Grautönen.

»Jou, nä«, sagte Marleen mit beinahe selbstzufriedenem Unterton. »Das sagen alle.«

»Ich mich selbst«, sagte Paula.

»Wie?«

»Ich habe mich selbst gemalt.«

Paula stand auf und zeigte Marleen ein Selbstporträt, und bevor Marleen noch mehr Fragen stellen konnte, erklärte sie ihr, wie genau das funktionierte: sich selbst zu malen.

»Sie sehen sich aber gar nicht ähnlich«, konstatierte das Kind wenig beeindruckt, nachdem es abwechselnd das Bild und Paulas Gesicht ausgiebig gemustert hatte. Paula nahm Marleen das Bild wieder weg und stellte es zurück zu den anderen. Sie erkannte, dass es seine Vorteile hatte, wie Fritz Mackensen zu arbeiten. Seine Modelle hielten wenigstens den Mund.

Später schrieb Paula an Otto, der sich am Vorabend bereits über das Ausbleiben ihrer Briefe beschwert hatte – natürlich in aller Heimlichkeit in der leeren Küche des Barkenhoffs, es durfte ja niemand von ihnen beiden wissen. Draußen begann es sanft und leise zu regnen, während Paula versuchte, Otto ihre Stimmungswechsel zu erklären, mit denen Otto nicht gut zurechtkam, gegen die aber Paula nichts unternehmen konnte.

Ich bin, so wie ich bin, schrieb sie, und dabei war ihr bewusst, dass das eine eher lahme Entschuldigung für ihre Launen war, unter denen Otto seit ein paar Tagen zu leiden hatte, und dies auch noch vollkommen schuldlos. Er war so ein guter Mann, so geradeheraus und ehrlich in seiner Bewunderung ihrer Kunst, die nun weiß Gott nicht den Geschmack der Mehrheit traf.

Was ihr spätestens seit ihrer so entsetzlich misslungenen – und von einem kleinen hässlichen Mann, bei

dem es sich leider um den wichtigsten Kunstkritiker Bremens handelte, auf übelste Weise verrissenen – ersten Ausstellung klar sein musste, der in absehbarer Zeit bestimmt keine zweite folgen würde.

»Ich weiß nicht, ob du verstehst, wie es ist, wenn man sein Innerstes nach außen kehrt«, schrieb sie, »und die Menschen jene Reise, auf die du sie gerne mitnehmen würdest, gar nicht erst antreten wollen, weil ihnen schon die Sitze im Zug zu unbequem sind.«

Sie wusste, dass Otto sie verstand, und nicht nur das: Er schien sogar als einer der ganz wenigen weiterhin an sie zu glauben, gab sich ihr gegenüber so loyal und liebevoll, so ermutigend und freundlich. Und dennoch reichte ihr das gerade nicht, sehnte sie sich nach etwas anderem ...

Und schon flog ihre Feder über das teure, schwere Büttenpapier, das sie sich in einem Anfall von Leichtsinn extra für ihre geheime Korrespondenz bestellt hatte; sie schrieb und schrieb sich das ganze Durcheinander von der Seele, obwohl sie wusste, dass Otto wahrscheinlich nichts davon jemals zu Gesicht bekommen durfte, denn sonst wäre es ziemlich schnell aus zwischen ihnen.

Am nächsten Morgen las sie sich alles noch einmal durch, um aus dem, was da aus ihr herausgeflossen war, etwas destillieren zu können, das gefällig und freundlich genug war, um Otto Modersohn zu erfreuen, statt ihn zu schockieren.

Doch die Ausbeute, das ahnte sie schon nach den ersten Zeilen, wäre gering.

»Als ich in Paris war, erschrak ich vor den Farben des Frühlings, die mich blendeten. Es fehlten ihnen

das dunkel Grundierte Worpswedes, die unterschiedlichen Braun- und Schwarztöne des Moors, die Melancholie der Landschaft selbst an freundlichen Tagen, die Schwere der Luft, das Tiefe, das Satte in der Farbe. In Paris war alles so licht und hell und gleichzeitig so voller Energie, die mich durch die Tage trug, als würde ich schweben. Der Trubel anlässlich der Weltausstellung im April! Dieses monumentale stählerne Skelett des Eiffelturms, die Eleganz der Menschen, die Fröhlichkeit überall. Alles atmete Optimismus und den festen Glauben an die Zukunft, mir war, als stünden wir vor einem vollkommen neuen Zeitalter, Clara und ich steckten mittendrin in dieser herrlichen Aufregung, und doch war ich nicht wirklich glücklich, sondern eher nervös, weil ich viel zu viel an dich denken musste, lieber Otto. Gleichzeitig wusste ich aber, dass es verboten war, weil deine Frau doch so schwer krank war und du dich liebevoll um sie gekümmert hast, wie es kaum ein anderer Mann tun würde. Und dann ertappte ich mich mehr als einmal bei der Idee, dass sie uns und unserem Glück im Weg stünde, und hasste mich dafür ...

Dann besuchte ich Charles Cottet, der so malt, wie ich fühle. Und nicht, dass du etwas Falsches denkst, wir haben Blicke gewechselt, das schon, und er zeigte mir seine Bilder, und ja, ich war auch ein-, zweimal allein mit ihm in seinem Atelier, aber es ist nichts, wirklich nichts passiert, obwohl es eine Kraft gab, die uns zueinander zog, aber nie, nie, nie habe ich ihr nachgegeben, das musst du mir glauben!

Jetzt ist es allerdings so, dass ich mich nach ihm sehne, so wie ich mich in Paris nach dir gesehnt habe,

und in solchen Momenten mag ich mich dann gar nicht mehr leiden, denn was bin ich nur für ein schwankender Charakter, was soll diese Sprunghaftigkeit, warum fehlt mir jede Festigkeit und Zufriedenheit, was kann in diesem Leben aus mir werden, wenn sich das nicht ändert und ich nicht innerlich stabiler werde?«

In diesem gehobenen Jammerton ging es zu Paulas Missfallen immer weiter und weiter – wie konnte sie nur, das war doch nicht sie, so drückte sie sich doch normalerweise gar nicht aus, was war denn gestern Abend in sie gefahren? Seite um Seite beschwerte sie sich wie ein verwöhnter Backfisch über alles Mögliche und Unmögliche: die ständigen Geldsorgen, mit denen ihr Vater sie dauernd belästigte, indem er ihr nahelegte, sich endlich als Gouvernante zu verdingen; ihr Künstlertum, das sich aufgrund solcher erdenschweren Probleme nicht entwickeln könne; ihre Furcht, irgendwann gar nicht mehr zu malen, weil die Sorgen überhandnehmen würden; die rätselhafte Anziehungskraft Rainers, die sie zusätzlich belastete, und zu guter Letzt die niedergedrückte Stimmung aufgrund des teilweise verregneten Sommers in Worpswede, verknüpft mit der Überlegung, doch wieder nach Paris zu gehen ... Kurz gesagt: Nichts aus dieser hastig dahingekritzelten, überlangen Epistel war geeignet, Otto glücklich zu machen, also setzte sich Paula an ihren Schreibtisch und begann von vorn.